

[↑](#) | [Meinung](#) | [Kommentare](#) | [Der Ex-Dealer, der Ex-Soldat und was wir von ihnen lernen](#)

## Weihnachts-Editorial von SonntagsBlick-Chefredaktor Gieri Cavelti

### Der Ex-Dealer, der Ex-Soldat und was wir von ihnen lernen können

Bruno Niederhäuser war Verdingkind, später Kokaindealer. Heute ist er für Pendler der erste soziale Kontakt des Tages. Ramadan Mohamed war Soldat in Eritrea. Heute hat er Angst, der Krieg könnte auf die Schweiz übergreifen. Zwei kurze Porträts und eine Schlussfolgerung.

Publiziert: 25.12.2022 um 00:15 Uhr

Aktualisiert: 24.12.2022 um 22:35 Uhr

Q1



Gieri Cavelti, Chefredaktor SonntagsBlick.



**Gieri Cavelti**

Chefredaktor SonntagsBlick

«Guete Morge, schöne Tag»: Seit vier Jahren begrüsst Bruno Niederhäuser fünfmal die Woche Pendlerinnen und Pendler am Bahnhof Bern. Zwischen 6.30 und 9 Uhr steht er auf seinem Posten, vor ihm ein Tisch mit einer Donald-Duck-Figur, einem glitzernden Schmetterling und einer Lichterkette – und dann natürlich das Schälchen fürs Münz. Sein Umsatz bleibt Geschäftsgeheimnis, die Anzahl Begrüssungen schätzt er auf täglich 500. Für viele Menschen ist der 56-Jährige der erste morgendliche Kontakt. Jedenfalls ist er der Erste, der ein paar freundliche Worte für einen übrig hat.

Anders gesagt: Der Mann hat eine Markt-, mehr noch freilich eine Emotionslücke entdeckt.

Niederhäuser war drei Jahre alt, als sich seine Eltern trennten. Er landete erst im Heim, mit sechs wurde er Verdingbub bei einem Bauern. Geplagt wurde er damals – vom Bauern, aber eigentlich vom ganzen Dorf, wie Niederhäuser sagt. Er wurde Maurer, später Kokaindealer im grossen Stil. Insgesamt 13 Jahre sass er im Gefängnis. Mit den Drogen sei es

längst vorbei, beteuert er. Heute arbeitet er als Künstler, schafft Holzskulpturen und malt. Betteln gehe er deswegen, weil die Sozialhilfe ihm angeblich zwar ein Existenzminimum garantiere. «Aber schon das Wort sagt alles: Minimum. Damit kann man kein anständiges Leben führen.» Zu einem anständigen Leben gehört für Niederhäuser auch eine neue Wohnung. Er sucht ein bis zwei Zimmer in oder um Bern herum, maximal 1200 Franken darf es kosten. Haustiere müssen erlaubt sein.

Wenige Hundert Meter entfernt Richtung Bärengaben steht Ramadan Mohamed und verkauft «Surprise»-Hefte. Zumindest möchte er das. Früher setzte er an einem guten Tag zehn Magazine ab. Pro Ausgabe verdient er drei Franken; sehr viel wichtiger sei indes das Trinkgeld. «Heute gibt es Tage, da verkaufe ich kein einziges Heft.» Der 51-Jährige merkt, dass die Leute im Alltag weniger Bargeld benötigen und darum keines mehr bei sich haben. Allerdings harze das Geschäft nicht nur darum. «Es liegt auch am Ukraine-Krieg. Alles wird teurer, die Menschen müssen mehr aufs Geld schauen und sparen.»

Mohamed kennt den Krieg. Mit 14 Jahren wurde er eingezogen, 15 Jahre lang war er Soldat der eritreischen Armee. Auf seinem Handy hat er alte Fotos von sich und anderen Soldaten, die im Krieg gegen Äthiopien starben. Im Jahr 2000 landete Mohamed nach einer kritischen Bemerkung gegenüber einem Vorgesetzten im Gefängnis, wo er gefoltert wurde. Seither leidet er unter starken Rückenschmerzen. In der Dezemberkälte in der Berner Innenstadt spürt er sie besonders. «Am besten ist es, wenn ich auf und ab gehe», sagt er. Ruhig dastehen kann er nicht, mehr weh tut nur das Sitzen.

Mohamed sagt, er sei Optimist. Obschon ihn jetzt die Geldnot plagt. 977 Franken Sozialhilfe stehen ihm monatlich zu. 79 Franken kostet das Abo für den öffentlichen Verkehr, 40 Franken das Handy. Hinzu kommt alle drei Monate eine Stromrechnung über 155 Franken. Bleiben etwa 25 Franken pro Tag für Lebensmittel, Kleidung, Medikamente.

Doch Mohameds grösste Angst betrifft nicht seine finanzielle Situation, sondern die Möglichkeit, dass der Krieg auf die Schweiz übergreift. «Erst war der Krieg in Afrika, er war im Nahen Osten, jetzt ist er schon in Europa. Warum sollte er bald nicht schon hier bei uns sein?» Am meisten bedrückt ihn dabei nicht das eigene Schicksal, sondern jenes der Schweizerinnen und Schweizer. «Sie wissen nicht, was sie erwartet. Sie haben immer in Freiheit und Frieden gelebt. Sie kennen den Krieg nicht. Falls der Krieg kommt, werden sie besonders zu leiden haben.»

Bruno Niederhäuser und Ramadan Mohamed sind zwei völlig unterschiedliche Charaktere mit sehr verschiedenen Lebensgeschichten und Ansichten. Was sie gemeinsam haben, ist die Armut. Es ist die Erfahrung, dass andere ihnen das Leben schwer gemacht haben.

Und es ist die Sorge um das Wohl ihrer Mitmenschen.

**Fehler gefunden?** [Jetzt melden](#)

## MEISTGELESEN

- 1** «Völlig hoffnungslos»  
**So schlimm ist die Krise im Gesundheitswesen**
- 2** Scherzhaft oder ernsthaft?  
**Putin-Jünger Medwedew sagt 2023 Untergang des Westens voraus**
- 3** Angespante Familienatmosphäre  
**Victoria Beckham bricht ihr Schweigen**

# EDITORIAL

Gieri Cavelti  
Chefredaktor

Liebe Leserin,  
lieber Leser



**G**ute Morge, schöne Tag»: Seit vier Jahren begrüsst Bruno Niederhäuser fünfmal die Woche Pendlerinnen und Pendler am Bahnhof Bern. Zwischen 6.30 und 9 Uhr steht er auf seinem Posten, vor ihm ein Tisch mit einer Donald-Duck-Figur, einem glitzernden Schmetterling und einer Lichterkette – und dann natürlich das Schälchen fürs Münz. Sein Umsatz bleibt Geschäftsgeheimnis, die Anzahl Begrüssungen schätzt er auf täglich 500. Für viele Menschen ist der 56-Jährige der erste morgendliche Kontakt. Jedenfalls ist er der Erste, der ein paar freundliche Worte für einen übrig hat.

Anders gesagt: Der Mann hat eine Markt-, mehr noch freilich eine Emotionslücke entdeckt.

Niederhäuser war drei Jahre alt, als sich seine Eltern trennten. Er landete erst im Heim, mit sechs wurde er Verdingbub bei einem Bauern. Geplagt wurde er damals – vom Bauern, aber eigentlich vom ganzen Dorf, wie Niederhäuser sagt. Er wurde Maurer, später Kokaindealer im grossen Stil. Insgesamt 13 Jahre sass er im Gefängnis. Mit den Drogen sei es längst vorbei, beteuert er. Heute arbeitet er als Künstler, schafft Holzskulpturen und malt. Betteln gehe er deswegen, weil die Sozialhilfe ihm angeblich zwar ein Existenzminimum garantiere. «Aber schon das Wort sagt alles: Minimum. Damit kann man kein anständiges Leben führen.» Zu einem anständigen Leben gehört für Niederhäuser auch eine neue Wohnung. Er sucht ein bis zwei Zimmer in oder um Bern herum, maximal 1200 Franken darf es kosten. Haustiere müssen erlaubt sein.

Wenige Hundert Meter entfernt Richtung Bärengraben steht Ramadan Mohamed und verkauft «Surprise»-Hefte. Zumindest möchte er das. Früher setzte er an einem guten Tag zehn Magazine ab. Pro Ausgabe verdient er drei Franken; sehr viel wichtiger sei indes das Trinkgeld. «Heute gibt es Tage, da verkaufe ich kein einziges Heft.» Der 51-Jährige merkt, dass die Leute im

Alltag weniger Bargeld benötigen und darum keines mehr bei sich haben. Allerdings harze das Geschäft nicht aus dem

wird teurer, die Menschen müssen mehr aufs Geld schauen und sparen.»

Mohamed kennt den Krieg. Mit 14 Jahren wurde er eingezogen, 15 Jahre lang war er Soldat der eritreischen Armee. Auf seinem Handy hat er alte Fotos von sich und anderen Soldaten, die im Krieg gegen Äthiopien starben. Im Jahr 2000 landete Mohamed nach einer kritischen Bemerkung gegenüber einem Vorgesetzten im Gefängnis, wo er gefoltert wurde. Seither leidet er unter starken Rückenschmerzen. In der Dezemberkälte in der Berner Innenstadt spürt er sie besonders. «Am besten ist es, wenn ich auf und ab gehe», sagt er. Ruhig dastehen kann er nicht, mehr weh tut nur das Sitzen.

Mohamed sagt, er sei Optimist. Obschon ihn jetzt die Geldnot plagt. 977 Franken Sozialhilfe stehen ihm monatlich zu. 79 Franken kostet das Abo für den öffentlichen Verkehr, 40 Franken das Handy. Hinzu kommt alle drei Monate eine Stromrechnung über 155 Franken. Bleiben etwa 25 Franken pro Tag für Lebensmittel, Kleidung, Medikamente.

Doch Mohameds grösste Angst betrifft nicht seine finanzielle Situation, sondern die Möglichkeit, dass der Krieg auf die Schweiz übergreift. «Erst war der Krieg in Afrika, er war im Nahen Osten, jetzt ist er schon in Europa. Warum sollte er bald nicht schon hier bei uns sein?» Am meisten bedrückt ihn dabei nicht das eigene Schicksal, sondern jenes der Schweizerinnen und Schweizer. «Sie wissen nicht, was sie erwartet. Sie haben immer in Freiheit und Frieden gelebt. Sie kennen den Krieg nicht. Falls der Krieg kommt, werden sie besonders zu leiden haben.»

Bruno Niederhäuser und Ramadan Mohamed sind zwei völlig unterschiedliche Charaktere mit sehr verschiedenen Lebensgeschichten und Ansichten. Was sie gemeinsam haben, ist die Armut. Es ist die Erfahrung, dass andere ihnen das Leben schwer gemacht haben.

Und es ist die Sorge um das Wohl ihrer Mitmenschen.

**Wunderschöne Festtage**

2

SonntagsBlick  
25. Dezember 2022



**Betteln auf der**

## Bare

Während die Spendentöpfe der Hilfswerke prall gefüllt sind, **haben Menschen auf der Strasse** hartes Brot zu kauen. Sie sind Opfer einer Gesellschaft ohne Bargeld.

**SVEN ZAUGG**

**E**in Wisch mit der Karte, ein kurzes Piepsen und schon ist die Rechnung beglichen. Schnell, einfach, kontaktlos. Bankkarte oder Smartphones sind hierzulande zu den beliebtesten Zahlungsmitteln geworden. Laut Umfragen bevorzugen nur noch 35 Prozent der Schweizer



Dass die Schweizer Bevölkerung immer weniger Münz im Sack hat, spüren auch die Menschen auf der Strasse.

trasse lohnt sich kaum noch

# S ist Rares



Das spüren besonders die Menschen auf der Strasse. Sie gehören zu den stillen Opfern einer Gesellschaft, die immer weniger Cash bei sich trägt. Einige besitzen weder Bankkonto noch Handy, eine schnelle Überweisung via Twint kennen sie nicht, nur Münz könnte ihre Not etwas lindern.

Walter von Arburg von den Sozialwerken Pfarrer Sieber sagt: «Viele unserer Klientinnen und Klienten berichten davon, dass immer mehr Passanten entschuldigend abwinken, sie hätten kein Bargeld bei sich.»

Die Corona-Pandemie hat den Trend zur bargeldlosen Gesellschaft beschleunigt. Wie rasant zeigt eine Zahl: Alleine der mobile Bezahldienst Twint hat in nur einem Jahr 700 000 Nutzerinnen und Nutzer dazugeworben. Er zählt unterdessen



Die Zeichen der Zeit erkennt: Neu können Passanten via Twint ihren Batzen virtuell an die Heilsarmee spenden.

Touristen heran, die oft noch Bargeld bei sich haben.»

Auch die Heilsarmee hat bemerkt, dass die Schweizer Bevölkerung kaum noch Bargeld bei sich führt, und hat reagiert: Sprecher Holger Steffe sagt: «Bei der klassischen Topfkollekte, unserer Strassen-Sammelaktion zur Weihnachtszeit, bemerken wir ebenfalls Tendenzen zum bargeldlosen Zahlen und bitten seit einigen Jahren die Spender

Bereits wenige Wochen nach Beginn des Ukraine-Kriegs hatten die Hilfswerke 285 Millionen Franken Spendengelder gesammelt, fast so viel wie die Tsunami-Spenden im ganzen Jahr 2005. Mit 300 Millionen Franken galten diese bisher als Spendenrekord für ein einzelnes Ereignis.

2021 wurden in der Schweiz insgesamt zwei Milliarden Franken an Hilfswerke gespendet. 70 Prozent davon kamen aus privaten Haushalten. Ein Rekord, der heuer nochmals übertroffen werden dürfte, wie Angaben der grössten Schweizer Hilfswerke vermuten lassen. Zum Beispiel beim Roten Kreuz, dem ältesten und grössten Hilfswerk der Schweiz. Abschliessende Zahlen für das aktuelle Jahr liegen zwar noch nicht vor. Doch der Rekord aus dem vergangenen Jahr mit 44 Millionen Franken dürfte laut Sprecherin Sabrina Hinder locker geknackt werden. Insbesondere das Volumen bei den Onlinespenden nimmt kontinuierlich zu. Hinder: «Seit der Corona-Pandemie ist das Vertrauen in die digitalen Zahlungsmittel gestiegen und viele Personen sind vertrauter damit geworden. Dies wirkt sich auch auf das Spenden aus.»

Auch die Glückskette beobachtet dieses Jahr eine ausserordentlich hohe Solidarität, wie Sprecher Fabian Emmenegger sagt: «Die Ukraine-Sammlung war die zweitgrösste in der Geschichte der Glückskette.» Die intensive, mediale Aufbereitung des Themas war dabei zentral: «Je mehr Sensibilisierung und Aufklärungsarbeit zu einem komplexen Thema

nötig ist, desto schwieriger ist das Sammeln von Spenden», sagt Emmenegger.

Ein Rekordergebnis dürfte auch Helvetas erzielen: Bis Ende November verzeichnete das Hilfswerk Spenden in der Höhe von 43,5 Millionen Franken. So viel wie noch nie seit der Gründung 1955. Und Caritas Schweiz gibt an, dass die Spenden bereits vor Weihnachten deutlich über dem Vorjahresergebnis von 28 Millionen

## Sonntags-Frage

Haben Sie für einen wohltätigen Zweck gespendet?

Bitte schreiben Sie an: Redaktion SonntagsBlick, Dufourstrasse 23, 8008 Zürich  
Per E-Mail an: leserbriefe@sonntagsblick.ch